

Peter Orullian
Das Gewölbe des Himmels
Erstes Buch

Das Gewölbe des Himmels bei Blanvalet:

Erstes Buch: Der Vergessene (26839)

Zweites Buch: Der Unrechte (26840)

Peter Orullian

Das Gewölbe des Himmels

Der Vergessene

Aus dem Englischen
von Katharina Volk

blanvalet

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel
»The Vault of Heaven I. The Unremembered (Chapter I–46)«
bei Tor Books, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Pano House* liefert
Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

2. Auflage

Januar 2014 bei Blanvalet, einem Unternehmen
der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.
Copyright © der Originalausgabe 2011 by Peter Orullian
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014 by Blanvalet Verlag,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Isabelle Hirtz, München
Umschlagillustration: © Kekai Kotaki
Karte © by Peter Orullian
Redaktion: Alexander Groß
Lektorat: Holger Kappel
Herstellung: sam
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pöbneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-26839-9

www.blanvalet.de

Für Cheyenne,
in der Hoffnung auf mehr Tage, an denen dein Daddy
zu Hause bleiben kann

Prolog

WEISS

Die Versammlung wurde ungewöhnlich still, als das letzte Mitglied des Rates das Tabernakel betrat. Der Eine schritt selbstbewusst auf die Übrigen zu, die auf ihren Plätzen saßen, als hätten sie sich schon vor einer ganzen Weile hier eingefunden. Seine Schritte hallten von den Reihen kannelierter Granitssäulen wider, die dreißig Manneslängen hoch am offenen Himmel endeten. Der tiefblaue Morgen zog dort oben herauf. Auf kunstvoll mit Intarsien verlegtem Marmor klapperten die Absätze seiner Stiefel, und der dunkle Umhang schleifte hinter ihm her, als trete ein Bräutigam vor, um den Bund zu besiegeln. Ein höhnisches Lächeln umspielte seine Lippen im raschen Wechsel von Schatten und Sonne, während er zwischen den Säulen hindurch auf die versammelte Runde zuhielt.

In die Säulen waren Sternbilder und Konstellationen eingemeißelt – Himmelskörper so hoch am Firmament, dass viele zu fern lagen, um sie von *dieser* Welt aus sehen zu können. Sie lasen sich wie ein Buch, ein Bericht, eine Aufzählung von Glanzstücken, Reisen ... Werken. Der Eine verzog spöttisch die Lippen und brummte: »Arrogante unsterbliche Biographen.« Er kniff leicht die Augen zusammen, und sein Blick zerfraß Teile der Säulen, so dass der Stein herabrieselte wie

Sand in einer Uhr und in den kunstvollen Mustern Lücken klafften. Sein Lächeln wurde breiter, finsterer. Dann ging er weiter und wandte seine Gedanken wieder der Verhandlung zu, die ihn zweifelsohne erwartete.

Den Hauptsaal betrat das letzte Ratsmitglied noch immer mit einem Lächeln auf den Lippen. Er hielt inne und begegnete den gemessenen Blicken seiner acht Brüder, die bereits an der großen, halbkreisförmigen Tafel versammelt saßen. Über ihnen leuchtete der Himmel in unvergleichlichem Blau, der Tag war bar jeglicher Winde, und alles legte Zeugnis ab von der Schöpfung, die sie einmal mehr hervorzubringen suchten. Als er jeden Einzelnen mit forschendem Blick begrüßt hatte, verschränkte er die Arme vor der Brust und machte keine Anstalten, seinen Platz in der Runde einzunehmen. Auch lud ihn niemand dazu ein.

Der Augenblick dehnte sich hin wie ein ewig wähernder Atemzug.

Dossolum, die Stimme des Rates, erhob sich. Bedauern und Entschlossenheit zeigten sich auf seinem Gesicht. »Maldaea, du wurdest aus unseren Reihen für die Aufgabe ausersehen, bei der Gründung dieser Welt für das Gleichgewicht von Hoffnung und Drangsal, Wachstum und Verzweiflung zu sorgen. Dir wurde die Macht anvertraut, das Werk des Rates zu prüfen, zu verfeinern und Harmonie darin zu schaffen.« Dossolum hielt inne und sah sich nach den anderen um. »Durch dich ist dies unantastbare, heilige Amt verdorben. Durch dein Wirken ist das Gleichgewicht von Ars und Arsa, Körper und Geist, verloren.«

»Erfülle ich die Aufgabe, die ihr mir anvertrautet, womöglich zu gut?«, entgegnete Maldaea mit beiläufigem Sarkasmus. »Oder ist der übrige Rat zu weich in seiner Güte und Wohltätigkeit?«

Die Stimme des Rates sah mit streng zusammengezogenen Brauen auf und wählte ihre Worte mit Bedacht. »Du weidest dich an Qualen, Maldaea. Du schöpfst aus dem Allwillen, um Leben zu formen, das von Anbeginn krankt. Deine Schöpfungen tragen *nichts* zur Verfeinerung der Völker auf dieser Welt bei. Alles, was von deiner Hand zum Leben erwacht, kennt kein anderes Streben als Unterwerfung, Versklavung, Herrschaft.«

»Dieselbe Eigenschaft, die ihr auch in die Herzen eurer edleren ... unvollkommenen Rassen pflanzet.« Maldaea schlenđerte einige Schritte voran, und seine dreiste Ungezwungenheit wirkte wie eine Drohung.

»Unvollkommenheit ist nicht notwendigerweise unmoralisch oder bössartig«, erwiderte Dossolum.

Maldaea nickte anerkennend. »Weshalb dann dieser Born, in den all meine Werke verbannt und eingeschlossen wurden? Mir ist bisher keine Welt bekannt, in der etwas Derartiges nötig gewesen wäre.« Der Eine baute sich vor Dossolum auf und durchbohrte ihn mit wissendem Blick. »Oder statthaft.«

»Wir sind die Gestalter, Maldaea. Wir entscheiden, was statthaft ist.« Die Stimme des Rates ließ ihre Worte vom offenen Himmelsgewölbe widerhallen. »Also sind wir hier versammelt, um über deine Rolle bei der Gründung dieser Welt und deinen Sitz in unserem Kreis zu befinden.«

Schrecklicher, finsterer Hass verzerrte Maldaeas Gesicht. »Und was gedenkst du zu tun, Dossolum?« Zornig funkelte er die übrigen Ratsmitglieder an. »Was will denn irgendeiner von euch tun? Ich bin nicht eines eurer Geschöpfe, mit dem ihr nach Belieben verfahren könnt! So wie manche Sterne heller leuchten als andere, so ist die Macht, den Willen zu lenken,

manchen von uns in größerem Maße gegeben. Würde mir nicht just aus diesem Grund die Verantwortung auferlegt, das Land mit Habgier zu überziehen, Disteln und Dornen hervorzubringen, auf dass sie die Schritte der Menschen quälen, und Leben zu schaffen, dem nach Krieg gelüftet, damit die Menschen den Wert des Friedens lernen?»

»Deine Begabung steht außer Frage«, entgegnete Dossolum gelassen. »Doch deine Absichten machen dich leichtsinnig . . . und gefährlich. Die Weisheit und Stärke des Rates liegt in der Vielzahl seiner Mitglieder.«

Die Stimme des Rates ließ den Blick um die mächtige Tafel schweifen. Er nickte und sprach weiter. »Bei der Erschaffung anderer Welten hat jeder von uns bereits das gleiche Amt versehen, das du in *dieser* Welt innehast. Doch niemals entwickelten wir Vergnügen daran, Verderben zu stiften. Du selbst hast diese finstere Arbeit schon zuvor getan, Maldaea, ohne deine Freude darin zu finden oder das Gleichgewicht zu stören, das du eben herstellen sollst.« Dossolum verstummte und fragte dann leise: »Was hat sich in dir verändert?«

Hass brodelte in Maldaea empor. Diese Arroganz und Herablassung waren unerträglich! »Ihr Narren! Ihr kommt zusammen, um einer Welt Leben einzuhauchen, wie ihr es schon seit Urzeiten tut, doch eure Gestaltung hat weder an Größe noch an Tiefe gewonnen. Ihr seid selbstgefällig geworden, zu leicht zufrieden mit euren Werken. Habt ihr denn vergessen, weshalb wir dies tun? Die unzähligen Geschlechter, geschaffen auf unzähligen Welten, werden nicht von den Prüfungen und Entbehrungen ihres Lebens emporgehoben. Sie entwickeln sich nicht weiter zu jener Göttlichkeit, die euch zufolge ihr Geburtsrecht ist. Sie leben und sterben, weiter nichts. Weshalb ist das Tabernakel nicht erfüllt von diesen Kindern, die zu eures-

gleichen geworden sind und uns bei der Arbeit helfen? Vielleicht liegt der Fehler in *euren* Werken.«

»Genug!«, donnerte Dossolum. Der Himmel erbebte. »Du entweihest diese Hallen mit deinen Lügen und Verleumdungen! Verdrehe den Vorwurf nicht, um ihn gegen uns zu richten. Deine Schöpfung ist ausgefertigt, sie ist Leid um des Leidens willen . . . schlimmer noch: Du suchst dich damit selbst zu verherrlichen. Das ist es, was sich in dir verändert hat.«

Maldaea bebte vor Zorn. »Die Zeit des Rates ist vorbei! Es muss einen geben, der über die anderen erhaben ist. Einen, der anführt. Der dafür sorgt, dass keine Seele mehr ans Nichts verloren geht. Denn sonst . . .« Er blickte zum Himmel auf und bereitete seinen Fluch vor. »Sonst wäre es besser, sie hätten niemals Leben gekannt.«

»Es gibt keinen Ersten unter Gleichen, Maldaea. Der Wille des Rates bestimmt über jeden von uns.«

»Ihr bestimmt nicht über mich!«, heulte Maldaea auf. Er zeigte anklagend mit dem Finger auf den versammelten Rat. »Und gebt acht, dass ihr keine Grenze überschreitet, von der es kein Zurück mehr gibt. Wagt ihr es wirklich, mich dafür zu verdammen, dass ich nur getan habe, was jeder von uns schon unzählige Male getan hat? Seid ihr so blind in eurem Dünkel, dass ihr euch über die Gefahr erhaben glaubt, wenn ihr euch offen gegen mich wendet? Ihr habt euch zu weit von der Erde entfernt, die ihr so gern besät.«

»Maldaea« – Dossolums Tonfall drückte nun Endgültigkeit aus –, »der du einst ein großer und edler Gefährte in dieser Runde deiner Freunde warst: Hochmut erfüllt nun deine Brust und besudelt das Werk deiner Hände . . .«

»Schweig!«, brüllte Maldaea.

Sein Schrei ließ das Tabernakel des Himmels erzittern. Die

mächtigen Säulen schwankten vor dem blauen Morgen, der Boden bebte, als wollte er sich auftun und sie alle verschlingen. Die Luft knisterte und brodelte, als Maldaeas lauter Befehl am Gefüge der Realität rüttelte und das Tabernakel mit einem Lärm wie von tausend zerreißenden Segeln erfüllte.

Dennoch fuhr Dossolum fort: »Dies sind Verbrechen aus Ehrgeiz, unerträgliche Hemmungslosigkeiten, die zu der Arbeit dieses Rates im Widerspruch stehen und die außerordentliche Natur deiner Berufung entweiht haben.« Seine Stimme nahm einen tieferen Klang voller Gewissheit an und besänftigte den wankenden Stein, gab der sichtbaren Welt feste Klarheit zurück. »In Anbetracht all dessen, was bereits geschehen ist, haben wir entschieden . . .«

»Genug!«, protestierte Maldaea erneut. »Ihr entscheidet nicht über mich! Das Grundprinzip der Charta ist das Recht der freien Entscheidung! Ihr werdet es nicht wagen, euch über jene Wahrheiten zu erheben, denen die Gestaltung allen Lebens unterliegt. *Ewige* Wahrheiten, die sich nicht verbiegen werden, um eurer Bequemlichkeit oder euren Absichten entgegenzukommen. Entweder seid ihr diesen Prinzipien in ausnahmslos jedem Falle treu« – bei diesen Worten verzogen sich seine Lippen zu einem höhnischen Lächeln –, »oder ihr gebt sie auf und räumt mir das Recht ein, Ordnung zu *erzwingen* und das zu beanspruchen, was in meiner Macht liegt. Entweder bleiben diese Wahrheiten unantastbar, oder aber ihr leugnet sie und beweist damit, dass meine Arbeit richtig ist.«

Bei seinen Worten zitterte die Erde erneut, und der Marmorboden ächzte und bebte, bis er aufsprang und sich Risse durch die glänzende Fläche zogen. Maldaeas hitzige Herausforderung stieg an den kannelierten Säulen empor, rüttelte am

Gestein und schoss in den Himmel, wobei sie alles verzerrte und verfärbte, was sie berührte. Granitsplitter regneten herab und klirrten auf den Boden. Ein Geruch nach Staub und von Hitze gesprengtem Stein breitete sich aus.

Dossolum gab seinen förmlichen Tonfall auf, und glühende Empörung befeuerte seine Worte. »Quietus!«, brüllte er. »Fortan und auf ewig sollst du diesen Namen tragen! Für dich ist kein Platz mehr unter uns! Du bist abgesetzt und verstoßen! Auf deiner Zunge liegt für immer der Geschmack von Tod und Hoffnungslosigkeit, die du mit solchem Vergnügen anderen gebracht hast.«

Während Dossolum sprach, wirbelten Granitbrocken auf, schossen in die Luft empor und fügten sich wieder an ihre Plätze in den Mauern und Säulen ein, um damit zu einem unversehrten Ganzen zu verschmelzen. Der Boden reckte sich, als gähnte er, und ließ sich von Neuem als glänzende Fläche nieder. Und ein Wind toste gen Himmel hinauf, als wollte er Quietus' verbitterte Worte packen und mit sich emporreißen.

»Du wirst fortan nach dem einfachen Gesetz der Konsequenz leben, das deiner höhnischen Rede so offenkundig fehlt.« Dossolums Worte nahmen wieder Rhythmus und Autorität an. »Das ist ein Teil der Charta. Du wirst für die Entscheidungen, die du wissentlich triffst, zur Rechenschaft gezogen.«

Quietus zitterte vor boshafter Wut. Sie bedurfte keiner Worte, denn sein bebender Körper strahlte Hass aus, der sich in Wogen verbreitete und die sichtbare Welt besudelte. Wie ein Grabtuch erstickte das Schweigen den Klang von Dossolums Worten und trübte das Licht im Tabernakel. Es kroch hervor wie ein Verderben bringendes Gebet von unheiligen Lippen, und dennoch sprach der Eine kein Wort.

Dann schließlich antwortete er mit bloßem Flüstern: »Wenn ihr euch nicht eines Besseren besinnt, werde ich mich für alle Zeit gegen euch stellen. Durch meine lange, harte Arbeit bin ich so kundig und geschickt im Lenken des Willens geworden wie kein anderer unter euch.« Quietus hob die zur Schale geformten Hände, als hielte er seine gewaltige Gabe darin, um seine Worte zu unterstreichen. »Ich werde alles daransetzen, meine Geschöpfe um mich zu scharen und diese Welt zu quälen, bis jedes Tabernakel dasselbe Ende findet wie dieses.« Er wies zum Himmelsgewölbe des Saals, ohne den harten Blick zu erheben. »Bis jede Vereinigung von Geist und Materie verdorben ist und in dem Grab versinkt, das ihr mir bereitet.«

Unter so konzentrierter Verachtung begann Stein zu weinen, Wandbehänge stöhnten, und Bücher auf der Tafel des Rates seufzten vor erschöpfter Hoffnungslosigkeit. Der lebendige Geist in allen Dingen – die Forda, die aller Materie inne wohnte – protestierte gegen die Stille, flehte um Erlösung. Der Himmel selbst zog sich zurück, Licht und Farbe flohen und überließen die Welt der endlosen Weite des Alls. Nur gleichgültig funkelnde Sterne erhellten das Tabernakel und verliehen dem Rat die Anmutung vergessener Statuen.

Irgendwo im Schatten lächelte Quietus.

Dossolum streckte die Hände aus, doch statt sie mit einer schöpfenden Bewegung vor sich zu heben, richtete er die flachen Hände zur Erde. Er starrte ins Halbdunkel und verkündete das Urteil über Quietus: »Weiß sollst du sein.«

Die Dunkelheit waberte, Schatten und Kanten verschwammen, als betrachte man sie durch gewelltes Glas. Ein Gefühl der Überraschung schlug sogleich in eine Verachtung um, die an der Existenz von Ars und Arsa selbst zu rütteln begann.

Einen Augenblick später entrang sich Quietus' Kehle ein ohrenbetäubendes Geheul. Wogen aus Hell und Dunkel schossen durch die Luft und wurden von jeder Oberfläche zurückgeworfen. Wie ein lebendiges, rasendes Untier tobte dieser urtümliche Schrei, verschonte nichts, riss ohne Unterschied an allem und jedem. Binnen eines Wimpernschlags wurden Materie und Energie zu einem neuen Nutzen gezwungen und mit unvorstellbarer Geschwindigkeit hinausgeschleudert, auf dass sie das Land verwüsteten und das vielfältige Leben vernichteten, das darauf seinen Platz erhalten hatte.

Einer nach dem anderen erhoben sich die Mitglieder des Rates. Jeder von ihnen bildete mit den Händen ein persönliches Zeichen, um Dossolum zu unterstützen. Alle fügten ihre Kraft seiner Macht im Allwillen hinzu. Damit erstickten sie Quietus' gewaltigen Schrei, ehe dieser die junge Welt vollends vernichten konnte.

»Dies wird das sichtbare Mal deiner Schande sein, dass du nach außen hin vorgabst, im Interesse anderer zu handeln, doch im Geheimen deine eigenen frevelhaften Pläne hegst«, verkündete Dossolum mit schallender Stimme. »Von diesem Augenblick an wirst du Ars und Arsa nicht mehr von allein lenken. Nur um einen persönlichen Preis wirst du die Macht gebrauchen können.«

Inmitten des Tumults begann alle Farbe aus Quietus zu rin-
nen. Seine Gewänder wurden weiß gebleicht, aller Lebendigkeit beraubt. Bald darauf zogen sich alabasterne Strähnen durch sein Haar, von den Wurzeln bis zu den Spitzen. Während der Wind heulte, wand sich Quietus im Kampf darum, die Herrschaft über seine körperliche Gestalt nicht zu verlieren. Mit einer letzten Kraftanstrengung drängte er das Weiß zurück und brachte Farbe in sein Haar, Grau auf seinen Um-

hang. Er bleckte die Zähne und kniff vor geballter Konzentration die Augen zusammen.

Die Stille bäumte sich gegen die vereinten Kräfte des Rates auf. Maldaea suchte dieser jungen Welt seinen eigenen Willen aufzuzwingen, ihr alle Hoffnung und alles Potenzial zu rauben. Dann erlahmte die Kraft des Einen abrupt. Der Klang vieler Stimmen, die sich in rhythmischen Versen erhoben, übertönte den Lärm des Windes und des ächzenden Steins, und Maldaeas – Quietus' – Haut färbte sich wieder blass. Dampf quoll aus seinen Poren, der rasch vom tosenden Wind erfasst und davongeweht wurde. Er schauderte, schleuderte seinen Brüdern Verwünschungen entgegen und verfluchte jeden Einzelnen von ihnen. Schließlich war keinerlei Farbe mehr an ihm, außer in seinen Augen. Er fiel hart auf die Knie.

Dossolum sprach erneut mit einer Stimme wie tosende Wasser. »Die abscheulichen Kreaturen, die du hervorgebracht hast, werden wie Tiere zusammengetrieben und in die Tiefen des Borns im Westen und Norden verbannt: Bar'dyn, Fe'Rhal, Velle, all jene, die dir nach Abstammung oder Gefolgschaft angehören.«

Quietus, halb zerstört an Körper und Stimme, stieß heisere Vorwürfe gegen Dossolum hervor. »Und eure eigenen Schöpfungen? Was kümmert euch ihr Schicksal, wenn ihr diese Welt im Stich lasst?«

Ein Anflug von Kummer huschte über Dossolums Gesicht, als er gen Himmel blickte. »Manche von ihnen werden mit deinen Stilletreuen in die Einöde verbannt.«

»Ich verstehe«, brachte Quietus sarkastisch heraus. »Eure eigenen Werke, von denen ihr euch nicht allzu viel verspricht, werden mit jenen weggeschlossen, die *ich* hervorgebracht habe. Ihr seid erbärmlich!« Wieder zeigte er mit ausgestrecktem

Arm in einem zornigen Halbkreis auf den gesamten Rat.
»Was, wenn sich ein Teil davon weigert, sich von euch zu etwas zwingen zu lassen?«

Dossolum senkte den Kopf und begegnete Quietus' Blick.
»Dann werden sie vernichtet. Wir umgeben den Born mit einem Schleier, der die Übrigen darin einschließen wird. Und schenken damit jenen, die in den Ostlanden verbleiben, zumindest ein wenig Frieden und Hoffnung.«

»Und was wird aus mir?« Quietus erhob sich, und von der Anstrengung brannte seine Haut.

»Du wirst in Bande geschlagen und mitsamt dem Abschäum, den du erschaffen hast, hinter den Schleier verbannt bis in alle Ewigkeit.«

Während er diesem Urteil lauschte, leuchtete sein abscheuliches Antlitz vor gleißendem Hass auf den Rat, umso schrecklicher anzuschauen wegen der verbliebenen Farbe in seinen Augen – wie ein verkümmertes Rest des Edlen, der er einst gewesen war.

»Ich bin so ewig und unvergänglich wie ihr. Ihr könnt mich zeichnen und mir den Ruhm und die Herrlichkeit der Gestaltung künftiger Welten nehmen. Doch die Gewalt und die Herrschaft über mein Reich könnt ihr mir nicht rauben.« Er zeigte ihnen ein grausiges Lächeln. »Seid gewarnt.«

Er stemmte sich gegen das Weiß und brachte ein letztes Wort heraus, ehe seine Iriden und Pupillen endgültig weiß wurden – ein Wort, einen Namen, sein Urteil und letztendlich seinen Triumph: »Quietus.«

So sind denn zwei Dinge ewig wahr und untrennbar verbunden: dass Forda und Forsa oder Materie und Energie oder Körper und Geist weder geschaffen noch zerstört, sondern nur

gelenkt, verändert, erneuert werden können – wahrhaftig wohnt alle Macht ihnen inne, fürwahr, selbst die Ersten waren gebunden an eben diese Gesetze bei der Erschaffung dieser Welt als auch aller Welten zuvor wie all jener danach; und dass diese ewigen Elemente auch selbst wählen mögen.

– Aus den apokryphen Schriften des Autors Shenflar, verfasst im Zeitalter der Zwietracht

I

DIE RECHTE SPANNUNG

Der Geschmack von Regen auf den Lippen und die Ruhe der bewaldeten Hügel und Täler vertrieben für gewöhnlich alle Sorgen, die Tahn Junell mit sich herumtrug, wenn er auf die Jagd ging. Heute jedoch war in Wald und Himmel nichts von diesem Frieden zu finden. Unwetter hatten das Wild aus den Hügeln getrieben. Über drei Wochen waren vergangen, seit er mit seinem Bogen etwas erlegt hatte. Die Düsternis schloss ihn ein, verbarg den Himmel der Großen Väter und breitete eine unnatürliche Stille über das Land. Selbst der Regen, der doch sonst Erfrischung brachte, fühlte sich jetzt an wie ein schweres Joch auf seinen Schultern, als sollte er wegen des veränderten Himmels etwas unternehmen, doch er wurde nur klatschnass und schmutzig von dem plötzlichen Schauer.

Als der Regen noch stärker wurde, zog sich Tahn in die Vertiefung am Beginn einer trockenen Rinne unter einer Gruppe hoher Tannen zurück. Hier hatte er in der Vergangenheit schon öfter Erfolg gehabt. Er schnitt mehrere tief hängende Zweige ab und lehnte sie auf einer dicken Schicht trockener Nadeln aneinander, so dass er freie Sicht in die Schlucht hatte. Er kauerte sich in seinen provisorischen Unterstand, zog einen

Tropfen Harz von einem nahen Zweig und strich ihn sich auf die Zunge, damit die Beute seinen Atem nicht witterte. Dann begann das Warten.

Der Wind flaute ab, als das Gewitter losbrach. Schwerer Regen ergoss sich auf das Land, zerstreute das graue, wässrige Licht und nahm ihm die Sicht. Tahn lauerte konzentriert auf irgendeine Bewegung in der Schlucht.

Nach einigen Augenblicken verlor er sich ein wenig im beruhigenden Rauschen des Regens auf den Bäumen. Tahn war zwar nass und durchgefroren, aber es war angenehm, endlich einmal still zu sitzen.

Seit Wochen war er nun schon täglich auf die Jagd gegangen, doch stets ohne Fleisch für die Feldstein-Taverne zurückgekehrt. Hambley Opawn, der Wirt, wartete ungeduldig auf Wildbret, vor allem, da er gerade viele Reisende beherbergte, die auf die Ankunft des längst überfälligen Vorlesers warteten.

Es war seltsam, dass das Nordsonn-Fest ohne den Auftritt von Ogea, dem Leser, verstrichen war. Vor ihrem Tod waren Tahns Eltern Balatin und Voncencia jedes Jahr mit ihm und seiner Schwester Wendra ins Dorf gegangen, um zuzuschauen, wenn der Vorleser ankam. Die Szene war stets die gleiche: Auf einem kleinen Maultier ritt der Leser stoisch jede Straße in Helligtal entlang. Er sprach nie mit irgendjemandem, sondern verkündete seine Ankunft durch sein langsames Tempo. Ein paar Schritte hinter ihm schlossen sich immer mehr Leute seinem Einzug an. Tahn war stets die eigenartige Stille aufgefallen, die sich auf die Menge herabsenkte: Gespräche erstarben, Karren und Pferde wurden angehalten, sogar Schritte klangen beinahe schleichend. Ogea ritt die gewundenen Straßen ab, so dass jedermann Zeit hatte, von seiner Ankunft zu erfahren, ehe

er den Weg zum Wirtshaus einschlug, wo Hambley schon eine Leiter an die Fassade gelehnt hatte. Dann stieg der Vorleser ab und kletterte mit einem großen, in Leder gebundenen Buch zum Balkon an der Ostseite empor. Von dort aus ließ er zunächst den Blick über die Männer und Frauen von Helligtal schweifen, bevor er begann, die alten Geschichten ein weiteres Mal zu erzählen.

Jedes Jahr zu Nordsonn kamen die Leute von weit her zur Feldstein-Taverne, und Tahn hatte stets ein paar zusätzliche Münzen verdient, indem er Hambley mit Fleisch belieferte.

Doch seit der letzten richtigen Ernte war das Wild im Helligtal rar geworden. Selbst ein Viertelteil würde bei Hambley einen saftigen Preis einbringen. Das zweite Viertel würde Tahn der Mutter seines Freundes Sutter Te Polis geben, die Tahns Schwester Wendra bei der Geburt helfen würde. Wendra hatte ihr Kind vor dem Dunkelmond erwartet, doch der war gestern gewesen.

Und niemand außer Sutters Mutter würde ihr beistehen, denn der Kreis von Wendras Freundinnen war arg geschrumpft seit der Vergewaltigung, durch die sie schwanger geworden war.

Beim Gedanken daran flammte Wut in Tahn auf. Er hatte den Mann, der das getan hatte, nicht finden können. Wendras Erinnerung an ihren Vergewaltiger war vage gewesen und inzwischen zu kaum mehr als Traurigkeit verblasst. Ihre erste Schwangerschaft hätte eine glückliche Zeit für sie sein sollen, doch so wurde sie nur immerzu daran erinnert, wie es dazu gekommen war. Dieser Kummer hatte das fröhliche Wesen seiner Schwester mehr als nur ein wenig verdüstert. Tahn gab sich Mühe, zu Hause alles weiter so zu halten wie früher, doch ohne Balatin rief jedes Schweigen im Haus umso trübseligere

Gedanken hervor. Und nicht nur Gedanken an die Vergewaltigung selbst. Tahn musste sich eingestehen, was Wendras Schwangerschaft ihm vor Augen führte: dass er irgendwie jede Erinnerung an seine eigene Kindheit verloren hatte. Alles, was vor seinem zehnten Lebensjahr lag, war einfach weg, verschwunden. Er kam sich beinahe vor wie ein adoptiertes Waisenkind. Wenn er daran dachte, fühlte er sich manchmal wie trockenes Brot, das bei der geringsten Berührung zerkrümeln könnte.

Die traurigen, bekümmerten Gedanken an zu Hause, so erkannte Tahn auf einmal, galten nicht nur Wendra, sondern ebenso ihm selbst, vor allem, da die ständigen Unwetter den Himmel verdunkelten und anscheinend sämtliches Wild aus dem Helligtal vertrieben hatten.

Ein flammender Blitz und dröhnender Donner schreckten ihn aus seinen Gedanken auf. Doch sie erinnerten ihn auch an seine Aufgabe.

Als das letzte grollende Echo verklungen war, atmete Tahn tief durch und entspannte die Hand am Bogen. Er löste einen Lederriemen von seinem Gürtel und band sich das lange, dunkle Haar zurück. Dann wischte er sich mit dem Futter seines Umhangs das Wasser aus dem Gesicht, zog die Kapuze tiefer in die Stirn und kauerte sich wieder zurecht. Gleich darauf kam aus einem Zederngehölz weiter unten an der Schlucht ein kleines Rudel Rotwild hervor. Ihr Atem bildete Dampf Wolken in der Luft, während sie schnauften und keuchten. Vorsichtig beäugten sie die Schlucht, ehe sie eines nach dem anderen hinabkletterten. Tahn stand langsam auf und legte einen Pfeil an. Er konzentrierte sich bewusst auf die Spannung seiner Bogensehne, spannte und atmete sacht ein, während er auf den Leithirsch zielte.

Flüsternd sprach er: »Den Bogen spannen meine Arme, doch der Wille löst den Pfeil.« Er hielt inne und suchte wie stets in seinem Innern nach der Bestätigung, dass dieser Schuss richtig war. Im selben Moment blickte er auf die Narbe auf seinem Handrücken. Weder dieser tief eingeprägte Spruch noch die hammerförmige Narbe hatten ihm je verraten, woher sie stammten – ihr Ursprung war in der Kindheit verloren, an die er sich nicht erinnern konnte. Dennoch gaben sie ihm die Gewissheit ein, dass dieser Hirsch *nicht* die richtige Beute war. Er legte neu an, auf einen kleineren Hirsch weiter hinten im Rudel.

Als Tahn schießen wollte, krachte und blitzte es erneut. Der Regen peitschte und tanzte und verdichtete sich in einer kleinen Windhose. Ein schrilles Pfeifen erfüllte die Schlucht, begleitet vom tiefen Ächzen der Tannen, die in der plötzlichen Böe schwankten. Der Trichter aus Regen stieg allmählich in die Höhe, als hebe er spähend den Kopf, sammelte noch mehr Masse und Schwung und stürmte dann als zorniger Strahl auf den Leithirsch zu. Der ganze Himmel schien seine nasse Wut gegen das Tier zu schleudern. Tahn sah hilflos zu und ließ den Bogen sinken. Das Rudel stob auseinander, unter die Bäume. Dunkelheit wirbelte in der Luft über der Schlucht und sammelte sich in dem Regen, der den Hirsch niederschlug. Das Geschöpf wehrte sich kurz gegen diesen Angriff, trat mit den Hufen aus, stieß das Geweih in den Boden, riss Gras aus und schleuderte nasse Klumpen Erde um sich. Unter kläglichem Blöken kam das Tier wieder auf die Beine. Doch die Wasserhose packte es und schleuderte es erneut zu Boden.

Dann lag es still.

Beinahe augenblicklich wurde der Regen wieder zu einem gewöhnlichen, prasselnden Schauer, und nur kleine, wirbelnde

Nebelschwaden und eine schwarze Spur waren noch in der Luft zu erkennen.

Das falsche Tier erlegt.

Zornig folgte Tahns Blick der dunklen Spur auf der anderen Seite der Schlucht aufwärts zu einer Gestalt, die auf einem grasbewachsenen Fleckchen zwischen zwei großen Tannen stand. Sie hatte die Hände ausgestreckt, die noch von der gleichen Dunkelheit erfüllt waren. Eine Kapuze hing tief über der Stirn und verbarg das Gesicht im Schatten. Doch das Wesen schien Tahn reglos anzustarren, als tauschten sie eine lautlose Botschaft aus. Dann kniete die Gestalt nieder, ohne den Kopf von Tahn abzuwenden, und stieß beide Fäuste in den Boden. Ein leuchtend schwarzer Blitz brach aus der Erde hervor, und der Boden darum dampfte. Tahn glaubte, im tiefen Schatten unter der Kapuze den Umriss eines Lächelns zu erkennen – eines Lächelns, das wortlos zu ihm sprach.

Das Ding wollte, dass ich sehe, wie es den falschen Hirsch tötet – dass es ein Leben beendet, das verschont bleiben sollte . . . Es kennt mich!

Da richtete sich der Fremde wieder auf, einen Hauch von Scharlachrot auf dem pechschwarzen Umhang.

Und er zeigte mit einem bleichen Finger auf Tahn.

Tahn stockte der Atem. Es tat so weh, dass er beinahe zu Boden ging, denn seine Beine wackelten ohnehin schon. Was er gerade gesehen hatte . . . die Elemente selbst beherrscht, Sturm und Regen herabgeschleudert, um . . . die falsche Beute zu töten. Tahn hatte noch nie einen Lenker gesehen, geschweige denn . . .

Ein Velle!

All meine Himmel!

Das war die einzige Erklärung, die er finden konnte. Ein Stilletreuer aus dem Born, aus Mythen und Geschichten und

geheimen Reichen, so fern, dass sie für ihn nur in der Fantasie existierten. Velle, die finsternen Lenker des Allwillens, hier im Helligtal! Das war unvorstellbar.

Der Vorleser!

Könnte dieses bösartige Geschöpf seine dunklen Kräfte auch gegen den alten Mann gerichtet haben? Das würde erklären, weshalb der Leser zu Nordsonn nicht erschienen war. Der Gedanke löste neue Panik in ihm aus und eine furchtsame Ahnung von größerer Trauer.

Tahn erinnerte sich ans Atmen und sog einen Schwall kalter Luft ein, die in seiner Kehle brannte und dann wieder in die Kälte hinausströmte. Er versuchte einen weiteren Atemzug, um sich zu beruhigen. Die Gestalt auf der anderen Seite der Schlucht starrte nur aus dem Schatten ihrer Kapuze.

Der reglose Velle und seine finstere, gebannte Aufmerksamkeit machten Tahn schier wahnsinnig, und er wurde von reinem, blindem Grauen gepackt, wie es ein Kind überkommt, das allein im Dunkeln eingeschlossen ist.

Ihm fiel nur noch eines ein.

Tahn rannte davon, der Bogen in seiner Hand vergessen.

Er eilte in den Schutz der Bäume, warf nur ein Mal einen Blick hinter sich und sah, wie die verhüllte Gestalt um die Vertiefung am Beginn der Schlucht lief, ihm hinterher.

Tahn zwang seine zitternden Beine, sich schneller zu bewegen, und erreichte bald den Pfad durch den Wald. Er blieb keuchend stehen und atmete kurze Stöße warmer Luft in die Kälte aus. *Genau wie der Hirsch.* Er musste sich rasch etwas einfallen lassen. Die dunkle Gestalt würde ihn umso leichter und schneller finden, wenn er den Pfad zur Südstraße hinabließ. Er bezwang den Drang, schnurstracks nach Helligtal zu fliehen, und schlüpfte stattdessen in das Dickicht zwischen dicht ste-

henden Eschen links des Weges. Er trat möglichst nur auf Moos, um seine Schritte zu dämpfen, und schlug einen Bogen zurück zur Schlucht; damit würde das finstere Geschöpf nicht rechnen. Tahn kannte diese Wälder so gut wie sein eigenes Heim – sein Verfolger hoffentlich nicht.

Gleich darauf hörte er lautes Rascheln im Unterholz zur Linken. Der andere hatte den Pfad gefunden. Tahn zog sich den Umhang vors Gesicht, um die Dampfwolken seines keuchenden Atems zu verbergen, duckte sich und lauschte.

Ein paar feuchte Schritte auf dem Pfad. Dann ein Heulen, das kreischend über die Wipfel hallte.

Und Stille.

Irgendetwas an dieser Ruhe machte Tahn nervös. Hatte der andere erkannt, dass seine Beute umgekehrt war? Tahn wartete nicht ab, um es herauszufinden. Geduckt lief er zu der Schlucht zurück, wo er das Wesen zuerst gesehen hatte. Er erinnerte sich an den knöchigen, bleichen Finger, der auf ihn gezeigt hatte. Aber weshalb den Hirsch töten? Das war die falsche Beute gewesen. Und wieder kam Tahn der Gedanke, dass die Kreatur ihm genau das hatte zeigen wollen: Sie hatte gewusst, dass der Hirsch nicht hatte sterben sollen ... und sie hatte sich nicht darum geschert.

Er floh in die Schlucht und schaffte es gerade so, nicht zu stürzen, während er einen rutschigen Abhang hinuntertrampelte und auf der anderen Seite hinauf. Schließlich hängte er sich den Bogen über die Schulter und nahm die Hände zu Hilfe.

Ein weiteres Heulen. Näher.

Das Geschöpf hatte seine Spur wieder aufgenommen.

Tahn krabbelte hastig das letzte Stück empor und hielt am Rand des Abhangs auf der anderen Seite abrupt inne. Er stand

genau da, wo die Gestalt vorhin gestanden hatte. Der Boden unter seinen Füßen war so trocken wie die Wüste Sotol. Regentropfen perlten an der Oberfläche ab und rannen über den Boden, als sei die Stelle mit Wachs überzogen. In der Erde waren zwei Löcher zu sehen, wo das Geschöpf die Hände in den Boden gerammt hatte. Brandflecken umgaben die Ränder. Tahn kniete sich hin und berührte die trockene, schwarze Fläche. Kein Wachs. Glas. Die Erde war zu einer dünnen Schicht aus dunklem Glas gebrannt.

»Große Väter«, flüsterte er. Noch nie hatte er das Werk eines Lenkers gesehen. Und hier lag es vor ihm.

Er wusste wenig von solchen Dingen, nur das, was er aus Ogeas Geschichten kannte. Einzig die Velle und die Mitglieder des Sheson-Ordens besaßen die Macht des Lenkers. Und sie zu gebrauchen hatte seinen Preis. Der Unterschied bestand darin, dass die Sheson dieses Opfer in Form ihrer eigenen Lebensenergie selbst erbrachten. Velle wälzten es auf etwas (oder jemand) anderes ab.

Tahn strich mit dem Zeigefinger über den Rand der mit Glas verkrusteten Löcher.

Aber all das waren doch nur Legenden, oder? Tahn kannte niemanden, der je einen Sheson gesehen hatte, geschweige denn einen Velle. Die Velle waren stille treue Geschöpfe, von denen es hieß, es gebe sie nur im Born. Und die Sheson lebten zwar in den Ländern der Menschen, doch konnten sie beinahe als Gestalten aus einem Schauer Märchen gelten, bestenfalls als geheimnisvoll. Irgendwie schienen einem beide nach dem Leben zu trachten.

Tahn lief ein heftiger Schauer über Rücken und Arme. *Velle! Hier im Helligtal!*

Er wirbelte herum und blickte hinter sich, und im selben

Moment glitt das Wesen unter den Bäumen hervor und blieb ihm gegenüber auf der anderen Seite der Schlucht stehen. Es hob die Hände. Tahn machte einen Satz über die versengte Erde hinweg und schlug sich in den Wald. Die Luft in seinem Rücken knisterte und fauchte, als zische ein Blitz ihm nach. Baumstämme splitterten und krachten unmittelbar hinter ihm. Er warf sich hinter einen großen Felsen, und im selben Augenblick rollte eine Hitzewoge durch den Wald, wo er gerade eben noch gerannt war.

Ein weiteres Heulen stieg in die trübe Luft.

Tahn setzte sich wieder in Bewegung. Trittsicher jagte er über Terrain, das er gut kannte. Irgendwo hinter ihm nahm der Velle die Verfolgung auf.

Tahn rannte eine Stunde lang, ohne ein einziges Mal innezuhalten. Über Felsspalten und durch Bäche und Flüsse floh er in einem weiten Bogen, ehe er erneut auf die Südstraße zuhielt. Im Wald war es still geworden, und er konnte nicht einmal erahnen, wie nah das Wesen sein mochte. Er wartete nicht ab. Taumelnd hetzte er mehrere hundert Schritt die Straße entlang zu einem Zederngehölz, wo er sein Pferd Jole angebunden hatte.

Seine Beine waren so kraftlos, dass er drei Versuche brauchte, um aufzusteigen. Schließlich stemmte er sich in den Sattel und sagte nur: »Lauf.« Jole flog förmlich in Richtung Helligtal.

Tahn jagte die Straße entlang und blickte oft hinter sich, denn Jole kannte den Weg. Seine Gedanken überschlugen sich vor Verwunderung über das, was er gesehen hatte. Es kam ihm so vor, als sei diese Begegnung beabsichtigt gewesen, als sei er, Tahn, gezielt in den Wald verfolgt worden. Die Gestalt musste

ihm gefolgt sein, denn nicht einmal Tahn selbst hatte gewusst, wohin die Jagd ihn führen würde. Die Erinnerungen an den aufgepeitschten Regen, der den Hirsch erschlagen hatte, und an die zu Glas gebrannte Erde strafte den beruhigenden Geruch nach Lehm und nasser Rinde Lügen.

Ein Velle im Helligtal – so etwas war, soweit er wusste, in der Geschichte dieses Ortes noch nie vorgekommen. Und der Velle hatte versucht, ihn zu töten.

Er galoppierte bis mitten ins Dorf hinein. Hundert Schritt links von ihm quoll Rauch in dichten Schwaden empor und vereinte sich mit den Wolken, die bereits über Meister Geddys Schmiede hingen. Der Schmied unterhielt den ganzen Tag über ein heißes Feuer. Der Geruch seiner Esse erfüllte die Luft trotz des starken Regens.

In der Düsternis konnte Tahn vor sich die hohen Schornsteine des Wirtshauses ausmachen. Der Anblick beruhigte ihn, und er zügelte Jole zum Schritt und stieg dann ab. Dort drin würde er seinen Freund Hambley finden. Hambley hatte einen vernünftigen Kopf auf den Schultern. Nach dem, was Tahn gerade gesehen hatte, brauchte er die geduldige Logik seines Freundes.

Er führte Jole am Zügel hastig die schlammige Straße zum Gasthaus entlang. Es ragte wie ein quadratischer Berg vor ihm auf, gesäumt von großen, überhängenden Zedern. Das Feldstein-Gebäude wirkte wie ein Palast hier im Helligtal, wo die meisten Häuser aus Bohlen gebaut wurden, die von der Sägemühle ein Stück südwärts am Hober kamen. Aus dem obersten Stockwerk ragten in gleichmäßigen Abständen Fenstergiebel hervor. Die roten Dachsteine stammten aus einem Sandsteinbruch irgendwo in den Steppen vor der Hochebene von Sedagin – das sagte jedenfalls Hambley. Er behauptete

auch, die Feldstein-Taverne sei das erste Bauwerk gewesen, das nach der Ära der Großen Väter im Helligtal errichtet worden war. Doch die meisten Leute in Helligtal waren überzeugt davon, dass er mit dieser Behauptung nur mehr Gäste anziehen wollte. Jedenfalls waren die Steine glatt, geschmiregelt und poliert von zahllosen Zyklen der Sommersonne und Winterkälte.

Tahn ging über den Stallhof zu den hinteren Stallungen, die für die Pferde der Gäste reserviert waren. Er stellte Jole ein, sattelte sie jedoch nicht ab für den Fall, dass er es beim Aufbruch eilig haben sollte.

Er hatte gerade den Stall verlassen, als etwas von hinten gegen ihn prallte, ihm die Luft aus der Lunge presste, ihn von den Füßen riss und in den Matsch stieß. Schlamm spritzte ihm in den Mund, als er stürzte. Jemand setzte sich rittlings auf ihn und hielt mit den Knien seine Arme am Boden. Eine starke Hand drückte seinen Kopf tiefer in den Matsch, der ihm in die Nasenlöcher drang. Panik schnürte ihm die Brust zu. Hatte der Velle ihn so rasch aufgespürt?

Dann hörte er gedämpft ein Lachen, das ihm bekannt vorkam. Tahn wand seinen Kopf unter der Hand hervor und blickte zu seinem Angreifer auf. Die feixende Visage von Sutter Te Polis hing über ihm.

»Ich begrab dich im Helligtal!«, stieß Tahn hervor und spuckte schlammigen Mist aus, wobei er vor Erleichterung lächelte.

»Tatsächlich? Nun, verehrter Jägersmann, im Moment scheinst *du* hier halb begraben zu sein, und zwar in Matsch und ...«, Sutter hob einen mit Mist verkrusteten Strohhalm vom Boden auf, »... dem guten Dünger.« Er schmierte Tahn den Pferdemit ins Gesicht und lachte schallend. Tahn begann

zu zappeln und versuchte aufzustehen, aber Sutter hielt sich auf ihm wie ein Stallmeister, der ein eigenwilliges Pferd zähmt.

Tahn spuckte Stroh und Mist aus, bäumte sich aus der Hüfte auf und schleuderte Sutter über seinen Kopf hinweg in eine große Pfütze. Dann sprang er hoch und band seinen schlammverschmierten Umhang auf. Sutter rappelte sich platschend auf und wirbelte zu Tahn herum. Hambley erschien in der Hintertür, um nachzusehen, was der Lärm zu bedeuten hatte, und zog sich mit ein paar gebrummtten Worten über »diesen närrischen Sutter« wieder in seine Küche zurück.

»Wenn ich siege, verlassen wir noch heute Nacht das Helligtal und suchen uns ein paar hübsche Jungfrauen in der Fremde. Ich muss nie wieder Wurzelgemüse ernten, und du bist fertig mit den Wäldern«, sagte Sutter, während er Tahn lauierend umkreiste. »Vielleicht geben wir uns auch mit etwas weniger Vortügllichem als Jungfrauen zufrieden.« Er lächelte wissend. »Was sagst du dazu, Eichhörnchen?«

Tahn spie erneut aus, denn er schmeckte immer noch den widerlichen Pferdemist auf den Lippen. An jedem anderen Tag hätte er Sutter wohl damit aufgezogen, dass die Auslande Dummköpfe nicht über die Grenze ließen. Heute jedoch hatte er keine Zeit für ihre üblichen Spielchen.

Mit einem Schrei täuschte Sutter einen Faustschlag nach Tahns Bauch an. Tahn fiel auf dieses alte Sutter-Manöver nicht herein. Er ließ sich in den Matsch sinken, schwang das Bein in einem weiten Kreis herum und riss Sutter von den Füßen. Sein Freund landete klatschend abermals in der großen Pfütze. Ehe Sutter wieder auf die Beine kommen konnte, packte Tahn ihn bei den Schultern.

»Das reicht! Hör mir zu. Ich habe gerade einen Velle gesehen!«

Sutter starrte verwirrt zu ihm hoch. »Was? Ist das ein neues Spiel?«

»Kein Spiel!«, brüllte Tahn beinahe. »Ich war auf der Jagd, ein gutes Stück die Südstraße raus und dann nach Osten. An einer Schlucht bin ich auf ein Rudel Rotwild gestoßen.« Er hielt kurz inne, noch immer fassungslos über das, was er gesehen hatte. »Und da ist eine dunkle, verhüllte Gestalt aus dem Wald getreten, hat die Hände gehoben und den Regen zu einem Wirbel werden lassen, der einen mächtigen Hirsch erschlagen hat.«

»Ein Traum«, schlug Sutter vor. »Du bist eingeschlafen, während du auf dein Rotwild gewartet hast.«

»Dann hat die Gestalt mich angesehen«, fuhr Tahn fort, ohne auf Sutters Bemerkung einzugehen. »Ich glaube ... sie kannte mich. Sie hat mich durch den Wald verfolgt. Ich bin ihr entkommen, aber mehr als einmal habe ich dicht hinter mir Blitze krachen hören.« Er sah seinen Freund an, und die Angst breitete sich wieder in seinen Eingeweiden aus. »Sie wollte mich töten.«

Tahn löste seinen Griff, richtete sich auf und ließ Sutter aufstehen. Er ging zu Jole hinein, um seinen Wasserschlauch zu holen, nahm einen Schluck und spülte sich damit den ekelhaften Geschmack aus dem Mund. Dann spritzte er sich Wasser ins Gesicht und wusch sich auch die Ohren. »Ist der Vorleser mittlerweile gekommen?«

»Nein.« Sutter nahm den Wasserschlauch und wusch sich ebenfalls, ehe er gierig trank. Nun sah er schon eher aus wie er selbst, denn sein schulterlanges Haar hatte wieder die Farbe von Heu im Herbst, kurz bevor es eingefahren wird. Mit seinen braunen Augen und dem kantigen Gesicht wirkte er älter als Tahn, dessen blaue Augen aus einem schmalen Gesicht

leuchteten, das von zu viel Zeit an der Sonne gebräunt war. Beide Jungen waren hochgewachsen, knapp über zwei Schritt, und im Laufe ihrer beinahe achtzehn Umläufe waren sie durch ihren jeweiligen Beruf »arbeitsstark« geworden, wie sie das nannten.

»Das muss etwas mit dem Velle zu tun haben.« Tahn wandte sich seinem Freund zu. »Im Helligtal, Sutter ... ein Velle im Helligtal.«

Tahn griff nach einem der Beutel an seinem Sattel und holte ein Blättchen Salz hervor. Er steckte es in den Mund und überlegte, was er jetzt tun sollte. Sein Herz raste noch immer, wenn er im Geiste die verhüllte Gestalt vor sich sah, die lächelnd ein hilfloses Tier mit Regen erschlagen hatte.

Sutter blieb ungewöhnlich still.

Sie standen zusammen in der hohen Stalltür und schauten die Straße entlang. Seit der Regen nachgelassen hatte, strömten die Leute aus ihren Häusern. Die Wolken bedeckten nach wie vor das ganze Land, nur im Osten waren über dem Jedwick-Kamm ein paar Fleckchen blauen Himmels zu erkennen.

»Ich dachte, die Vorleser besäßen irgendeine Art besonderen Schutz ...« Sutter reckte das Kinn in die Höhe und nahm mit in die Ferne gerichtetem Blick eine übertriebene Rednerpose ein – sein Humor war wieder erwacht. »Von Dorf zu Dorf reiten sie, von Stadt zu Stadt, um die alten Legenden zu erzählen, sie, denen die Geschichte aller Völker des Landes anvertraut ist, selbst der Leute im Schatten der Hand und von jenen, die ... tief im Born verborgen sind.« Sutter behielt seine Pose bei und warf aus den Augenwinkeln einen Blick auf Tahn.

Heute konnten Sutters Scherze ihn nicht aufheitern.

»Du wirst eines Tages noch selbst ein Vorleser, Rübenbauer,

so entsetzlich poetisch wie du bist.« Tahn warf Sutter ein Salzplättchen zu, das Sutter auffing und entzweibiss.

»Warum denn nicht? In dieser Gegend gibt es heutzutage wahrlich nicht viel Interessantes zu hören. Sogar der Klatsch ist uralte.« Sutter streckte die Zunge heraus, legte die andere Hälfte des Salzsplitters darauf und rollte die Zunge dann mit theatralisch verzerrtem Gesicht wieder ein. Jeden Moment würde er erneut von seinem derzeit einzigen Thema anfangen: das Helligtal zu verlassen. Sutter wollte keine Wurzeln mehr aus der Erde graben, sondern ferne Städte sehen, fremden Völkern begegnen.

Tahn war gerade erst einem solchen andersartigen Wesen begegnet – heute, um genau zu sein, und einem Stilletreuen obendrein. Ihm stand nicht der Sinn nach mehr. Er war schon immer mit dem gemächlichen, einfachen Leben im Helligtal zufrieden gewesen. Normalerweise erfüllte es ihn schon mit Wohlbehagen, nur die Luft des Helligtals zu atmen. Doch die Begegnung draußen in den Wäldern hatte sein Gefühl der Sicherheit und des Friedens zunichtegemacht.

Panik schnürte ihm erneut die Brust zu. »Gehen wir hinein und setzen uns an Hambleys Feuer. Wir müssen ihm sagen, was ich gesehen habe.« Er ging raschen Schrittes zur Taverne, so dass Sutter sich sputen musste, um nicht abgehängt zu werden.

An der Vordertür blieben sie stehen (Hambley gestattete niemandem außer seinen Bediensteten, durch die Küchentür hineinzugehen) und schabten sich an der obersten steinernen Stufe den Matsch von den Stiefeln, ehe sie das Wirtshaus betraten. Schon hier witterte Tahn den köstlichen Duft von frisch gebackenem Brot und Entenbraten und den säuerlichen Geruch von Hopfenbier. Gedämpfte Stimmen waren hinter der

Tür zu hören. Sutter schob Tahn beiseite. »Der Mann sollte immer vorausgehen, Eichhörnchen.«

Sutter stieß die schwere Tür aus Zedernholz so energisch auf, dass sie innen mit lautem Krachen gegen die Wand knallte. Gespräche verstummten, als sich die Gäste nach Sutter umdrehten, der sich ihren Blicken mit in die Hüfte gestemmen Händen und gereckter Brust stellte. Als die Leute den Rübenbauer erkannten, nahmen sie ihre Unterhaltungen wieder auf. Tahn schüttelte den Kopf, folgte seinem Freund nach drinnen und schloss leise die Tür hinter ihnen.

Der offene Schankraum der Feldstein-Taverne erstreckte sich von der Tür aus mehrere Schritt nach links, wo sich der Durchgang zur Küche befand, und doppelt so weit nach rechts bis zu einem mannshohen offenen Kamin. Das lodernde Feuer darin wurde von zwei Schritt langen Holzscheiten genährt. Tische nahmen den meisten Platz im Raum ein, heute hauptsächlich mit Nordsonn-Gästen besetzt, die auf die Ankunft des Lesers warteten.

Die Menschen kamen aus den entlegensten Winkeln des Helligwalds hierher, um den Vorleser zu hören. Tahn fand die Leute aus Liosh übertrieben still und bescheiden, während die aus Evinsbach sich offenbar nur halb brüllend verständigen konnten. Die Männer aus Spornhaven trugen zweireihige Kittel, ihre Frauen Kleider mit hohem, steifem Kragen; die Frauen, so schien es ihm, hielten den Kopf stets gesenkt, selbst wenn sie aufblickten.

Hambley hatte in den hinteren Fluren provisorische Lager zurechtgemacht, um die zahlreichen Gäste unterzubringen. Viele hatten eine Reise von drei oder vier Tagen auf sich genommen, um in der Feldstein-Taverne zu sein, wenn die Sonne an ihrem nördlichsten Punkt aufging (und damit einen Um-

lauf beendet hatte), und sie gaben die Hoffnung nicht auf, dass der Vorleser doch noch kommen würde. Obwohl das Hohe Licht seit Tagen nicht zu sehen gewesen war, trugen die Bewohner des Helligwalds den Nordsonn-Tag tief im Herzen. Regen hin oder her, die Menschen spürten, wann Nordsonn war. Und obwohl der Leser sich verspätete, war die Tradition, ihn auf seinem Maulesel durch die Straßen reiten und dann zum Balkon der Feldstein-Taverne emporklettern zu sehen, offenbar alle Unannehmlichkeiten wert.

Niemand wusste, woher der Vorleser kam, doch seine prall gefüllten Satteltaschen versetzten den ganzen Ort in Spannung. Sie steckten voller Geschichten, die aus längst vergangenen Zeitaltern überliefert worden waren, über Hunderte Generationen hinweg, und auf den Lippen von Ogea, dem Vorleser, neu entstanden: Geschichten von der Formwerdung der Welt, von den Kriegen der Menschen gegen die Stilletreuen und Schatten aus dem Born. Tahn hoffte sehr, dass er Ogea bald wiedersehen würde und der Mann nicht tot am Wegrand lag, erschlagen von einer Windhose aus den lenkerischen Händen des Velle, den er gesehen hatte. Gestern noch hatte er den Leser fragen wollen, ob er ihnen etwas über das fortgesetzt schlechte Wetter und das abgewanderte Wild sagen konnte. Heute wollte Tahn den Vorleser nur eines fragen: Was hatte es zu bedeuten, dass ein Velle so weit in den Süden gekommen war und ihn, Tahn, zu kennen schien ... ihn ganz persönlich? Doch er hatte kaum mehr Hoffnung, dass der Vorleser dieses Jahr erscheinen würde.

Der Gedanke betrübte ihn, und nicht nur um seiner selbst willen. Er erinnerte sich gut an das erste Mal, als er Ogea hatte sprechen hören. Der Vorleser hatte keinen einzigen Blick in sein Buch geworfen, sondern es mit einem Arm an die Brust

gedrückt, während er mit dem anderen große Gesten vollführt und seinem kleinen, ältlichen Leib eine laute, volltönende Stimme entlockt hatte.

Die Geschichten, die er mit Worten malte, hatten Tahns Herz ergriffen. Stundenlang hatte Ogea gesprochen und manche Passagen seiner Erzählungen auch gesungen, mit leicht heiserer, aber inbrünstiger Stimme. Als es dunkelte, wurden Fackeln entzündet, die dem Vorleser einen eindrucksvollen Nimbus des ewig Währenden verliehen. Der Feuerschein spiegelte sich in seinen Augen, und sein beredt gestikulierender Arm warf große Schatten an die oberen Stockwerke der Taverne. Am Ende seines Vortrags erhoben sich keine begeisterten Stimmen, niemand jubelte ihm zu. Nur ein friedvolles Schweigen überkam die Zuhörer, während Ogea die Leiter herunterkletterte und stumm das Gasthaus betrat, um sich ans Feuer zu setzen und einen Becher heißen Zimttee zu trinken.

Tahn hoffte, dass der Vorleser noch am Leben war und bald mit seinem Becher am Feuer sitzen würde.

Der Duft von Nussbrot, Beerenwein und reifem Käse lockte ihn aus seiner Träumerei. Die Tische waren beinahe voll besetzt, deshalb ging Sutter voran zu dem Halbkreis aus Lederstühlen vor dem Feuer – wo Ogea zu sitzen pflegte. Tahn hängte seinen Umhang an einen Haken neben dem Feuer, damit er trocknete, und nahm neben Sutter Platz. Der offene Kamin war ein Durchbruch in der Wand zu dem privaten Speisezimmer, in dem die Männer von Helligtal ihre Versammlungen abhielten – das Feuer heizte beide Räume. Eine Tür neben dem Kamin führte in diesen Nebenraum. Durch das Feuer hindurch konnte Tahn ein Paar Beine und dunkle Stiefel sehen.

Doch er wurde bald von dem Unbekannten nebenan abgelenkt, als Hambley geschäftig zu ihnen herübereilte. Der Wirt

schaffte es, einen Krug Bitter und einen Teller mit warmem Brot und Käse zugleich in einer Hand und ein Küchenbeil in der anderen zu tragen. Hambley stellte das Essen und das Bier ab, behielt das Beil aber in der Hand und streckte Tahn die lange, dünne Hand zur Begrüßung hin – so machte der gute Mann das immer.

Tahn nahm Hambleys Hand und drückte sie. Der Wirt erwiderte den Händedruck mit eisernem Griff. Tahn hatte den Feldstein-Wirt einmal im Hober baden sehen und an seinem Rücken die Rippen zählen können. Dennoch hatte der drahtige Mann schon doppelt so schwere Gäste hinausbefördert, wenn das Bier sie übermütig gemacht hatte. Sein Wirtshaus war sauber, und Hambley ließ weder Mann noch Frau seine Stube betreten, ohne etwas Heißes vor sie hinzustellen.

»Wir haben fast kein Fleisch mehr«, sagte er und schenkte zwei Gläser seines Feldstein-Bitter für Tahn und Sutter ein. »War deine Jagd heute erfolgreich?«

Tahn schüttelte den Kopf. »Ich muss mit dir reden. Kannst du dich ein Weilchen zu uns setzen?«

Hambley schien die Dringlichkeit zu spüren. »Ich komme gleich wieder, dann essen wir zusammen.« Für wichtige Angelegenheiten brauchte Hambley immer etwas zu essen.

Sutter rief ihm nach: »Ja, ja, das klingt recht, guter Mann. Und jetzt ab mit Euch, und macht Eure Sache ja ordentlich.«

Der Wirt schüttelte belustigt den Kopf und verschwand im Flur zur Küche. Dort gab es eine weitere große Feuerstelle, so riesig, dass Hambley sich damit brüstete, er könne einen ganzen Ochsen darin braten. Beim Gedanken an Essen von Hambleys Herd lief Tahn das Wasser im Munde zusammen – er hatte den ganzen Tag noch nichts gegessen.

Der Ofen allein war jedoch nicht für Tahns Appetit verant-

wortlich. Da er Hambley oft das Fleisch für seine Küche lieferte, hatte er das Geheimnis für das köstliche Essen der Feldstein-Taverne gesehen. Der Wirt beheizte den Ofen nur mit duftenden Hölzern. Und die Köchinnen – Hambleys Frau und Tochter – warfen eine nasse Mischung aus Salbei, Drosselnelken, Pfefferkörnern und Kiefernrinde ins Feuer, die den Ofen mit süßem Rauch füllte und die Speisen darin würzte.

Hambley schlängelte sich bald darauf wieder durch das Gedränge zu ihnen herüber. Er stellte Brot und einen Teller Entenbraten auf den Tisch und setzte sich. »Manche meiner Gäste sind schon seit zwölf Tagen hier. Der Vorleser ist noch nicht erschienen, und die älteren Leute wollen nicht abreisen, ehe er da war.«

»Hat der Rat jemanden ausgeschickt, um nach ihm zu suchen?«, fragte Tahn. Er rechnete halb damit, dass Hambley ihm nun erzählen würde, noch jemand habe den Velle gesehen.

»Niemand will in diesem Regen da hinaus – abgesehen von dir. Nordsonn ist bereits vorüber, und doch hat man den Vorleser noch nicht gesehen. Ogea ist alt, aber er war sonst immer pünktlich zu Nordsonn hier. Schon ehe ich alt genug für den Wandel war, kam der Alte stets früh genug, um sich noch Entenbraten schmecken zu lassen und mit den Frauen zu schwatzen. Sein Ausbleiben beunruhigt mich«, erklärte Hambley.

Tahn und Sutter tauschten einen wissenden Blick.

Dann nahm Tahn seinen Mut zusammen, um zu sagen, was er zu sagen hatte. Es kam ihm immer noch wie ein Albtraum vor, aus dem er eben erst erwacht war. Er beugte sich dicht zu dem Wirt vor und flüsterte: »Hambley, ich habe heute im Helligwald einen Velle gesehen.«

Der Blick des Wirts huschte zu Sutter, zweifellos in der Hoffnung, an dessen verräterischem Grinsen zu erkennen, dass

die beiden sich einen Scherz mit ihm erlaubten. Doch der Rübenbauer schaute ungewöhnlich ernst drein. Hambley wandte sich wieder Tahn zu, der nur stumm nickte. Was er gesehen hatte, kam ihm jetzt irgendwie noch wirklicher vor, wie gespiegelt in der angstvollen Miene des Wirts. Die drei starrten einander an.

Nach ein paar Augenblicken stieß Hambley hervor: »Du irrst dich.«

»Das bedeutet aber noch nicht, dass der Vorleser dem Velle zum Opfer gefallen ist«, übergang Sutter diese hohle Leugnung. »Vielleicht ziehe ich selbst los und suche nach ihm.«

Tahn und Hambley ignorierten Sutters großspurige Worte.

Niemandem war so sehr daran gelegen, ernst genommen zu werden, wie Sutter. Tahn vermutete, dass sein Freund deshalb das Helligtal verlassen wollte. Äcker umzugraben und deren Ertrag aus der Erde zu wühlen würde ihm nie genügen – dazu sehnte er sich zu sehr nach Achtung und Romantik. An jedem anderen Tag hätte er Sutters Behauptung mit Gelächter quittiert, doch heute glaubte Tahn, sein Freund könnte es ernst meinen.

Beim ersten Vollmond nach Nordsonn würden Tahn und Sutter ihren Einstand begehen – eine Art Übergangsritus, der im Helligtal für gewöhnlich in der Ratskammer der Feldstein-Taverne stattfand. Danach würde man ihre Handlungsweise schärfer beurteilen. Sie würden für die Konsequenzen ihres Tuns einstehen müssen, im Unterschied zu Grünschnäbeln, die meistens ungestraft davonkamen. Tahn wünschte, sein Vater könnte als Beistehender dabei sein, doch Balatin war vor drei Wintern verstorben. Hambley würde diese Ehrenpflicht an seiner Stelle versehen. Tahn freute sich auf seinen Einstand, doch Sutter konnte den Wandel kaum erwarten, und sei es nur

deshalb, weil man mehr auf das Wort eines Mannes gab, der die Schwelle des achtzehnten Lebensjahres überschritten hatte.

»Kommt Ogea eigentlich über die Südstraße?«, brach Tahn das Schweigen und brachte die Unterhaltung auf das eigentliche Thema zurück.

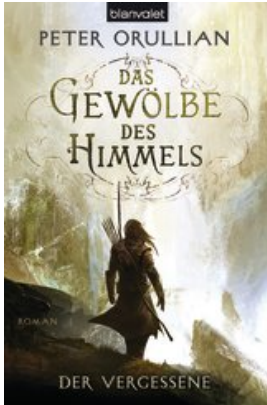
»Manchmal. Ich glaube nicht, dass er irgendwo zu Hause ist. Immer unterwegs, von einem Dorf zum anderen.« Hambley überlegte kurz. »Tahn, hat dein Vater je von ... so etwas im Helligtal gesprochen?«

»Balatin?«

Tahn hatte den Namen seines Vaters lange nicht mehr ausgesprochen. Er schmeckte auf seiner Zunge wie Mahonienwurzel – süß, aber erdig. Männer von weit außerhalb des Helligtals waren zur Beisetzung seines Vaters gekommen. Manche trugen Umhänge in leuchtenden Farben mit Insignien darauf, die Tahn noch nie gesehen hatte. Andere waren still und unauffällig erschienen, hatten kein Wort gesagt und heimlichtuerische Blicke gewechselt. Doch schon vor Balatins Beerdigung hatte Tahn gespürt, dass sein Vater mehr war, als er seinen Kindern zeigte. Aber was das auch gewesen sein mochte, niemand in Helligtal war bereit, darüber zu sprechen – sofern es überhaupt jemand wusste.

Sutter beugte sich mit gerunzelten Brauen vor. »Wenn so etwas schon einmal passiert wäre, wüssten wir davon. Wichtig ist doch jetzt, was wir unternehmen wollen. Denn wenn es stimmt ... dann rücken wir womöglich mit jedem Atemzug unserem letzten entgegen.«

Tahn nickte, doch die Unruhe und Panik in seiner Brust verwirrten jeden vernünftigen Gedanken. Wieder sah er die finstere Gestalt vor sich, die die Elemente lenkte und nasse Erde verbrannte.



Peter Orullian

Das Gewölbe des Himmels 1

Der Vergessene

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 672 Seiten, 13,5 x 20,6 cm
ISBN: 978-3-442-26839-9

Blanvalet

Erscheinungstermin: Dezember 2013

Wenn der vergessene Gott sich regt ...

Die Schöpfer formten die Welt. Doch einer von ihnen verdarb ihr Werk, und die Welt war verdammt. Tahn Junell muss seine Heimat verlassen, nachdem ein Dämon das Baby seiner Schwester entführte und der junge Mann es nicht verhindern konnte. Auf seiner Suche erwarten Tahn Rückschläge, Krieg und Verrat. Und jener, dessen Name vergessen werden musste, regt sich in seinem Gefängnis. Tahn schwankt zwischen Bangen und Hoffen. Denn vielleicht ist er derjenige, auf den die Schöpfer des Guten warten – oder aber er ist das Werkzeug des Vergessenen!

 [Der Titel im Katalog](#)